Dichter bewußten künstliche Reizmittel, um ihrer Phantasie Schwung zu verleihen. „Der Mensch hat das Paradies durch die Apotheke schaffen wollen", sagt Baudelaire. Der Alkohol in jedweder Form inspirierte Edgar Allan Poe sogut wie den ihm in seinem Schaffen geistesverwandten Verfasser der „Elixiere des Teufels" und der „Serapionsbrüder", den Berliner Kammergerichtsrat E. Th. A. Hoffmann. Auch Alfred de Musset war dem Alkohol ergeben. Théophile Gautier griff zum Haschisch; die im Wahnsinn verstorbenen Dichter Guy de Maupassant und Jean Lorrain nahmen Aether, um ihre Schaffenskraft anzufeuern. Alle diese Gifte schufen um die Dichter eine fremde Welt, in der Illusionen und Wahnvorstellungen regierten. Bei Musset verdichtete sich die Vision des eigenen Ichs im verzerrten Spiegel der Reflexion zu seiner bizarr-grotesken „Dezembernacht". Unverkennbare Typen ausgesprochener Alkoholiker bilden namentlich Poe und Hoffmann, die in krankhaft überreiztem Zustand ihre Bücher schrieben. Der Reiz und die Schönheit ihrer Werke beruhen vornehmlich auf den grausigen und übernatürlichen Bildern ihrer entfesselten Phantasie. Namentlich bei E. Th. A. Hoffmann läßt sich beobachten, daß die Bücher seine schönsten sind, die er im Alkoholwahn durchlebt und niedergeschrieben hat. Wenn er zu mitternächtlicher Stunde aus der Weinstube von Lutter und Wagener kam, so schien es ihm oft, sobald er an seinem Schreibtische saß, als ob ihn geheimnisvolle Geister und teuflische Fratzen umgäben. Seine phantastischen Geschichten nahmen dann in seiner Vorstellung greifbare Gestalt an, so daß er zitternd und in Schweiß gebadet seine Frau aufweckte, die dann in der Nachtjacke und mit dem Strickstrumpf bewaffnet, neben ihm Platz nehmen mußte. Madame de Stael, William Wilberforce, Coleridge, Baudelaire und vor allen Dingen Thomas de Quincey, dessen berühmtestes Werk die „Bekenntnisse eines englischen Opiumessers" sind, ersetzten den Alkohol durch Opium. Diesem Gifte verdankten sie paradiesische Stunden, die sie allerdings teuer bezahlen mußten. Am Ende seines kurzen Lebens sah Quincey, wie er selbst schreibt, „Wald und Feldblumen mit menschlichen Gesichtern" und er hörte „das Brüllen des Ortans und der Opfer, die im wahnsinnigen Jagen durch seine Träume zogen". Das ganze Leben Coleridges war „ein fortwährender Kampf seines Willens mit Mächten, die stärker waren als er". Der von seinen Leidenschaften zerrissene Baudelaire wurde im Haschischwahn von einer schrecklichen Negerin, Jeanne Duval, verhöhnt und geplagt; ihr widmete er seine von tragischem Haß und Liebe durchdrungenen Verse. Tolstois Werken gaben die Visionen und Teufelserscheinungen, sein ganzer Mystizismus, die unvergleichliche Größe. Im Wahn des Zweifels fragt der russische Dichter sich fortwährend, warum er eigentlich lebe, und wozu denn eigentlich das ganze Sein bestehe. Seine geistige Verwirrung ist manchmal erschreckend. In Gegenwart der drei Töchter des Dr. Derce verliert er sein Herz an die älteste, wird dann plötzlich zärtlich mit der zweiten und verliebt sich endlich Hals über Kopf in die jüngste. Und schon mit acht Jahren wird er von dem unwiderstehlichen Wunsch erfaßt, zu fliegen; er öffnet das Fenster und stürzt sich in die Luft, um fünf Meter tief hinabzufallen. Aber wer weiß, vielleicht hat dieser Sturz erst sein dichterisches Genie entfesselt . . .

Bunte Zeitung.

Der Kampf des Mittelalters gegen die Steinkohle. Die Nützlichkeit der Steinkohle ist den Menschen seit grauer Vorzeit bekannt. In Griechenland wurde dieser Brennstoff bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. von Schmieden und Metallarbeitern benutzt. Und als das Holz teurer wurde und man in vielen Gegenden zu fürchten begann, daß die Wälder vollständig verschwinden würden, fing man an, die „schwarzen Diamanten" häufiger zu verwenden. Leicht war es anfangs nicht, die Steinkohle zu brennen, und es war ein schwerer Kampf zu bestehen, bis sie allgemein geduldet wurde. Unsere Vorfahren hatten nämlich besondere Angst davor, daß die Luft durch Qualm und Rauch der Steinkohle verpestet wurde, eine Furcht, die ja auch nicht unbegründet war. In England wandte man die Steinkohle in größerer Ausdehnung als Brennstoff erst zur Zeit Eduards II. (1300—1397) an. Eine große Zahl von Klagen über diese unangenehme neue Erfindung ging beim König ein, und dieser sah sich im Interesse der Gesundheit veranlaßt, in einer Bekanntmachung auf die Schädlichkeit des Steinkohlenrauchs hinzuweisen. Aber obgleich auch die Ärzte dem Steinkohlenrauch die Entstehung der aufkommenden Krankheiten und andere Gesundheitsschädigungen zuschrieben, wurden die Verhältnisse durch die königliche Proklamation keineswegs geschaffen. Aus den Schornsteinen quoll das Kohlenrauch ebenso dick wie vorher, und die Petitionen dagegen mehrten sich von Tag zu Tag. Eduard II. wußte schließlich keinen anderen Rat, als einen Ausschuß einzusetzen, der ohne weiteres verfügte, alle Feuerstätten zu zerstören, wo mit Steinkohle geheizt wurde, und ihre Besitzer zur Rechenschaft zu ziehen. Der Ausschuß ging gegen die Luftverpestenden streng vor; ließ z. B. einen Kohlenverbraucher wegen seines Vergehens foltern. Aber auch diese drakonische Strenge nützte nichts. Zu anderen Ländern entstanden ähnliche Zwiste. Im Jahre 1348 warnte der Magistrat von Zwickau die Metallarbeiter, die Luft mit Steinkohlenrauch zu verpesten. Aber alle Verbote und Strafen waren wirkungslos. Die Steinkohle drang durch und wird jetzt überall straflos gebrannt, obgleich ihr Rauch nicht angenehmer geworden ist. Immerhin hat die neuzeitliche Technik durch die Einführung der Rauchverbrennung die Beseitigung der ärgsten Belästigungen wenigstens angebahnt.

Tschechische Konspirationen vor 50 Jahren. Ende Juni 1869 war ganz Prag in Aufregung. Ein tschechisches Komplott gegen die Regierung war entdeckt worden. In einem Keller fand man 41 Zentner Pulver, unter dem Denkmal des Kaisers Franz war ein Viertelzentner Sprengpulver vergraben. Der Todestag des Reformators Huß (6. Juli) wurde von den Tschechen in Prag feierlich begangen. Der Bethlehemsplatz, wo Huß gewohnt haben soll, war mit der Hussenfahne (roter Kelch auf weißem Grunde) und den Abzeichen der Hussiten (Kelch, Dreschflegel und Morgenstern) dekoriert; es wurden patriotische Reden gehalten. Ein Vorschlag der tschechischen Presse, beim nächsten allgemeinen Konzil auf eine Revision des Prozesses von Huß anzutragen, fand Widerspruch, da Huß als ein vom Papsttum verurteilter Märtyrer viel höher in der Geschichte stehe, als wenn er von einem Konzil begnadigt würde. Ferner war die österreichische Regierung einer Verbindung der Jungtschechen mit der polnischen Nationaldemokratie auf die Spur gekommen. Es war der geheimen Polizei gelungen, den Inhalt hierauf bezüglicher Korrespondenzen zwischen Paris, Berlin u. Prag zu erfahren, der Einfluß der altschechischen, russisch gesinnten Partei unter der Führung Riegers und Palackis sollte beseitigt und von den Jungtschechen in Verbindung mit den Polen in republikanischem Sinne vorgegangen werden. Ein am 1. Juli 1869 von dem böhmischen Statthalter Feldmarschalleutnant Koller an die Bezirkshauptmannschaften erlassenes geheimes Zirkular ermahnte deshalb zur größten Wachsamkeit. Der politische Jungtschechenverein „Slovanska Lipa" in Prag wurde am 7. August 1869 aufgelöst.

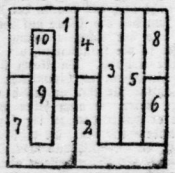
Rätsel-Ecke.

Problem „Das Quartett".

44-33 = 31-11-32 = 41-23-32-
21-42 = 13-11 = 24-11-41-41 =
13-23-12-22 = 34-43-22-23-21-
32-23-14-13-14-34.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Auflösung der Zerlege-Aufgabe.



Auflösung des Umkehre-Rätsel,
Echse — Echo.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 32 Sonntag, den 20. Juli 1919

Die beiden Wildtauben.

Roman aus dem Försterleben von Richard Skowronnek.

25. Fortsetzung (Nachdruck verboten.)

„Ja, ja, es ist so, und schrei nur das ganze Haus zusammen, aber laß mich zu Ende reden. Also dann würde er ihn und mich vielleicht verfluchen, uns aber doch, der lieben Nachbarn wegen, die Hochzeit ausrichten. Und kein Mensch würde erfahren, wer der Bagdohner Wilddieb ist! Also jetzt sag nicht noch einmal ‚überspannt' auf mich, nur, weil ich anders bin als du. Die eine Wildtaube gewöhnt sich hübsch an den Schlag, pickt die Körnchen auf, und die andere bleibt wild, fliegt weit hinaus in die Welt, verfliegt sich in Sturm und Unwetter, meinetwegen, aber bleibt, was sie war!"

Sie richtete sich auf und blickte die Schwester aus fieberglänzenden Augen an: „Steh doch nicht immer so jammervoll auf mich herab, als wenn du mich bemitleiden wolltest. In ein paar Tagen werd' ich glücklicher sein als du, ich werde ihm schreiben und weiß, daß er mich holen wird, daß vorhin waren nur die letzten Zweifel! Ich werde ihm schreiben, in der Plinis steht der Hirsch, wenn du willst, kannst du ihn dir holen. Mitten zwischen allen Gefahren heraus, und ich werd' aufjauchzen, wenn du ihn hast, denn ich weiß, dann wirst du mich ebenso holen! So werd' ich ihm schreiben, denn er ist die Freiheit und Zukunft, und er soll sich nicht getäuscht haben, wenn er in mir die eine ganz Besondere sah, die verzeiht, wo andere verfluchen. Es war das letzte Mal heute, daß ich kleinmütig war, du mit deinen kleinen Bedenken und Zweifeln hast mich nur dazu gebracht. Eine Künstlerin, die von ihrem Liebsten haben will, daß er brav und ehrbar sei, wie dein zahmer und lahmer Johann Mischlinschus, es ist zum Lachen! . . . Na, lassen wir das! Ich wollte dir nur beweisen, wie gering das ist, worüber du ‚nachgedacht' hast, du Kaltherzige, und wie . . . wie anders das, was ich in dieser Zeit erlebt habe! Das ist der Unterschied zwischen uns beiden!"

Sie sank erschöpft zurück, Lisbeth aber saß regungslos, unter all dem Schrecklichen war es wie eine Lähmung über sie gekommen, sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Schließlich schlüpfte sie still und mit bebenden Gliedern unter ihr Deckbett, denn eine jähe Angst hatte sie überfallen; sie fürchtete sich, die Nacht mit der Schwester in einem Zimmer zu verbringen.

Elftes Kapitel.

Die Sonne war untergegangen, aus Bruch und Wiesenschlenken hob sich langsam der Abendnebel. Wie Rauch von tausend unterirdisch schwelenden Feuerchen stieg er zwischen Moos und Gräsern empor, die seinen Säulchen schwankten hin und her, krochen über den Boden und flossen ineinander. Eine weißliche Wolke schwebte in halber Mannshöhe über dem Wiesenplan, schob sich zwischen die Stämme des Hochwaldes und braute in den krausen Spitzen einer niedrigen Tannenschonung. Fern am Horizont, hinter dem dunkeln Dache einer Feldscheune, stieg die leuchtende Scheibe des Vollmondes am Sommerhimmel auf, ein leiser Windhauch strich im Instertal entlang und löste von der Nebelwolke langausgezogene, im Mondlicht zerfließende Schleier. Ein Schoof Wildenten kam pfeifenden Flügelschlages irgendwoher aus dem Dunkel gezogen, kreiste ein paarmal in kurzem Bogen und fiel klatschend in einem weidenbestandenen Altwasserkümpel ein. Irgendwo weit hinten im Nebel das kurze Aufmeckern einer Nachtschwalbe, und wieder Ruhe und Schweigen danach.

In den Rand der dichten Tannenschonung, die den langgestreckten Wiesenplan im Süden umsäumte, schob sich von innen her ein Mann in verschlissenem Bauernkittel. Vorsichtig tastend setzte er Fuß vor Fuß, um jedes knackende Aestchen zu vermeiden, reckte den Kopf aus dem Gewirr krauser Zweige hervor und lauschte lange mit angehaltenem Atem. Als sich weit und breit nichts Verdächtiges bernehmen ließ, kein Laut oder Zeichen, daß außer ihm noch ein Zweiter im Walde unterwegs war, duckte er sich in den Nebel und kroch vorsichtig in die Wiese hinaus.

Einen knappen Büchsenschuß vom Rande stand eine vom Blitze gespaltene Eiche, einer der abgeschlagenen Aeste hing zum Boden herab. Den umfaßte er und schwang sich flink wie eine Katze hinauf. In halber Höhe, zwischen schützendem Laubwerk richtete er sich ein, lehnte den Rücken gegen den rissigen Stamm und stützte die Füße auf zwei nebeneinanderstehende Aeste. So hatte er lange und spähte mit einem scharfen Glase nach allen Seiten.

Flugauf und flugab am Rande der Schonung, hüben und drüben vor dem Hochwalde waren zu zweien und dreien die Rehe ausgetreten. Sie äßen vorsichtig, wie es mal zu hob sich aus den Nebelschwaden ein zierlicher Kopf mit den beweglichen Lauschern, vernahm einen Augenblick lang in den leise wehenden Luftzug hinein, um sich nach kurzer Frist wieder auf die leckere Aesung zu senken. Wie wachsame Vorposten standen sie da in weit auseinandergezogener Kette, bereit, ihn mit jäher Flucht oder lautem Schrecken zu warnen, sobald irgendwoher etwas Verdächtiges sich nahte. Ihn selbst aber konnten sie nicht vernehmen, denn der Windhauch, der seine Witterung trug, strich hoch über ihren Köpfen dahin.

Nach ausgiebiger Musterung — jeden Busch hatte er abgesucht und drüben am Hochwald jeden einzelnen Stamm ins Auge gefaßt — setzte er endlich das Glas ab. Unter dem ausgetretenen Rehwild äste noch mancher brave Bock, um den sich's schon verlohnt hätte, eine Stunde lang auf Ellbogen und Knien zu birschen. Er aber hatte den Gehörnten in Bagdohnen ja Ursehde geschworen, und heute stand ihm nach Höherem das Verlangen.

Er holte aus einem kurzen Lederfutteral, das er unter dem Kittel an einem über den Hals gehängten Riemen trug, Schaft und Läufe einer hahnlosen Doppelbüchse, beide Teile in ölgetränkte Leinwand sorgfältig eingeschlagen, um sie vor dem Rosten zu schützen, wenn es galt, sie auf eiliger Flucht unter Moos oder Baumwurzeln zu verstecken. Er entfernte die Hüllen, hatte Läufe und Schaft ineinander, schob die Messingpatronen ein und drehte den Verschlußbügel zu. Dann hob er den Schaft an die Wange, visierte gegen den aufsteigenden Mond, zog in den wehenden Nebel hinein, und als seinem scharfen Auge Kimme und Korn sich mühelos zusammengaben, flog über sein Gesicht ein zufriedenes Lächeln. Wenn der kam, dem's heute galt, dann hatte er ihn sicher! Nur der Nebel durfte nicht höher steigen, sonst gab es kein sicheres Abkommen.

Da drüben vom Hochwalde her kam der Wechsel, den er heute im frühesten Morgengrauen, als der Tau noch in den Gräsern hing, abgespürt hatte. Führte aus der Tannenschonung, schnitt die Insterwiese kaum fünfzig Schritte von der Eiche und zog durch den Hochwald weiter nach der Plinis mit ihren undurchdringlichen Horsten. Von dort her mußte das ganze Rudel, wenn es tagsüber nicht gestört worden war, auf demselben Wege wiederkommen, um irgendwo, vielleicht in den Kartoffeln der Lasdehner Bauern, zur Aesung auszutreten; so viel Zeit, um das festzustellen, hatte er nicht gehabt, er war froh gewesen, als er bei dem hastigen Gang den Meltbuder Weg entlang die Fährte so rasch gefunden hatte. Und es war viel Weidmannsheil dabei gewesen, denn sie führte über eine tiefgelegene Stelle des Weges, die vom letzten Regen her noch ein wenig feucht geblieben war, in dem weichen Boden hatte er lesen können, wie in einem aufgeschlagenen Buche.

Ein Altiier war es mit einem Kalb, ein Schmaltier und ein geringer Hirsch, dazwischen aber lief eine Fährte, so stark, daß beim bloßen Ansprechen schon ihm der Schauder des Hirschfiebers über den Rücken geflogen war. Halbrund vorn, zwischen den Abdrücken der beiden Schalen ein feiner Grat Erde, und in der Größe den Handteller eines ausgewachsenen Mannes überragend. Scharf aber der Rand, wie abgeschnitten lagen die grannigen Wiesengräser in der Spur, und weit reckte sich von Tritt zu Tritt die Fährte. Einen Kronenhirsch von achtzehn und mehr Enden konnte man danach ansprechen, selbst wenn man in Betracht zog, daß ein Hirsch in der Feiste weit schwerer fährtet, als sonst zu gewöhnlichen Zeiten.

Seit dem Nachmittage aber, seit ihm das merkwürdige Brieflein ins Haus geflogen war, wußte er, daß der Gewaltige zweiundzwanzig ausgereckte Enden trug. Aus der Rominter Heide war er gekommen, wo nur einer zur Birsch gehen durfte, der erste Weidmann des Reiches, und viele Bogen Kanzleipapier waren verschrieben worden, um das kostbare Tier festzustellen, es, wenn möglich, für seinen hohen Jäger zu erhalten. Gestern war die Meldung nach Gumbinnen abgegangen, daß der Hirsch in der Plinis sein Standquartier genommen hatte, morgen vielleicht schon konnte die Botschaft hinübergehen, unser „Geheimnisvoller" hat ihn gestreckt. Ein Kronenhirsch von achtzehn und mehr Enden konnte man danach ansprechen, selbst wenn man in Betracht zog, daß ein Hirsch in der Feiste weit schwerer fährtet, als sonst zu gewöhnlichen Zeiten.

Seit dem Nachmittage aber, seit ihm das merkwürdige Brieflein ins Haus geflogen war, wußte er, daß der Gewaltige zweiundzwanzig ausgereckte Enden trug. Aus der Rominter Heide war er gekommen, wo nur einer zur Birsch gehen durfte, der erste Weidmann des Reiches, und viele Bogen Kanzleipapier waren verschrieben worden, um das kostbare Tier festzustellen, es, wenn möglich, für seinen hohen Jäger zu erhalten. Gestern war die Meldung nach Gumbinnen abgegangen, daß der Hirsch in der Plinis sein Standquartier genommen hatte, morgen vielleicht schon konnte die Botschaft hinübergehen, unser „Geheimnisvoller" hat ihn gestreckt. Ein Weidmann hat ihn erlegt, würdig des Wildes und gerecht wie nur einer, blos daß er seine Birschgänge nicht gerade im hellen Tageslicht halten darf. Jagend und gejagt nicht gleich . . . wer von allen den hohen Herren, die als hirschgerechte Jäger die Büchse tragen, hatte von dieser köstlichsten aller Freuden eine Ahnung! Die allen eine schmackhafte Speise, ohne zu wissen, daß ihr das Allerletzte, feinste Gewürz fehlte.

Vor drei Tagen schon, als er auf seinem Rappen zu den Weizenschnitttern hinausritt, hatte er's erfahren, daß der Gewaltige in der Gegend unterwegs war. Der alte Hauptschaß kam ihm entgegengelaufen: „Herr Inspekter, pärjin, as wi anfunge, is 'n Hirschbull wieder ut den Weite wegekanne und beldi in'n

Wald rin! Et wer ehrer noch mehr, he äwer was de grottst, grötter as 'n Ochs. Ganz wit an Liw, bloß an'n Hals schwarte Jobdeln, un Hörner harr he up, Herr Inspekter, so wit as ek klaftern kann!"

Da hatte er nur gesagt: „Fahr nicht so mit den Armen in der Luft 'rum, alter Esel, die andern Kerls sehen ja alle schon her", und mußte sich zusammenehmen, um vor den Arbeitern ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen, denn die Jagdleidenschaft hatte ihn gefaßt wie ein Fieber. Am liebsten hätte er sich gleich an ein sorgfältiges Spüren gemacht, aber das hätte unnützen Argwohn erregt. Er blieb eine ganze Weile lang neben den Schnittern halten undritt dann erst, wie absichtslos, um den Weizenschlag, durch den eine breite Furche niedergetretener Halme zog, aber in dem hartgetrockneten Lehmboden war keine sichere Fährte zu erkennen.

Am Abend war der Alte, dem's wohl auch um die eigene Haut bangte, in die kleine Inspektorstube gekommen und hatte ihn flehentlich gebeten, von dem gefährlichen Beginnen abzustehen. Umsonst wäre der alte Kebeitz aus Bagdohnen nicht hergekommen, hätte geraten, in dieser Zeit Frieden zu halten, wo in allen Revieren die Jäger Tag und Nacht auf den Beinen wären, und, wer mochte wissen, vielleicht wäre dieß weiße Biest irgendwo aus der Hölle entsprungen, um sie beide zu guter Letzt, nachdem so lange alles gut gegangen, ins Unglück zu bringen.

Da hatte er nur gelacht: „Gib dir keine Mühe, Alter, ich hab' um einen lumpigen Damschaufler schon Höheres hergegeben, als das bißchen Leben wert ist. Jeden Morgen von jetzt an wird gepürzt, bis die Fährte festliegt, und dann . . . in zwei Nächten ist Vollmond. Wenn der Hirsch, wie sich's gehört, in der Plinis Quartier genommen hat — er ist hier wohl nicht das erste Jahr hergebummelt —, dann ist auch gar keine Gefahr dabei. Der alte Herr sitzt Abend für Abend bei seiner Gerbowischke, und bis er auf den Schuß hin ins Instertal getreßt ist, bin ich mit dem Geweih schon längst wieder zu Hause. Also laß mich in Frieden und die Angst den alten Weibern. Wenn's mir bestimmt wär', an einer Förstertugel zu sterben, hätt' ich sie längst schon im Leibe!"

Die zwei Nächte, bis er den Wechsel bestätigte, hatte er kaum geschlafen. Wie im Fieber hatte er sich umhergewälzt, alle Möglichkeiten drei-, viermal überdacht, und nicht einen Augenblick lang kam ihm der Gedanke, den gefährlichen Gang zu unterlassen. Was waren all die braven Böcke, die er unter Gefahren gestreckt hatte, manchmal bis zur Tollkühnheit verwegen, gegen diesen einen „Geweihten", dessen Besitz sie alle zusammen aufwog? Sie hatten Aufregung genug gebracht, an jeden von ihnen knüpfte sich eine köstliche Erinnerung, wenn man einmal das Gehörn wieder zur Hand nahm, aber den dumpfen Herzschlag, der den ganzen Mann erzittern macht, die ganze große Weidmanns- und Wildererfreude hatte noch keiner von ihnen ausgelöst. Und ein schnurriger Gedanke flog ihm durch den Kopf, bei dem er immer wieder hell auflachen mußte.

Im nächsten Frühjahr, wenn er längst nicht mehr hier war, vielleicht schon drüben im freien Amerika nach Gold schürfte und den Elch jagte, da oben in dem Wunderland am Yukonfluß, dann konnte er ja gegen die Bedingung freien Geleites und sicherer Rückgabe das Geweih und alle seine Gehörne nach Berlin auf die Geweihausstellung schicken, zu der er alljährlich hinübergefahren war, selbst wenn das Geld im Beutel knapp war. „Kollektion eines, den sie nie gekriegt haben", wollte er die kostbare Sammlung nennen, und der Gedanke reizte ihn zum Lachen, wenn dann all die hohen Herren davorstanden und überlegten, ob sie diesen Trophäen nicht einen Preis zuerkennen müßten!

Von der frühen Morgenstunde an, in der er den Wechsel bestätigt hatte, waren die Stunden dahingekrochen, als trügen sie Blei an den Sohlen. Die Sonne war erst im Aufsteigen, mußte noch einen langen, langen Weg durchmessen, ehe er daran denken konnte, sich vom Hofe zu stehlen und nach der Eiche zu birschen, die als der beste Anstieg mitten im Instertal stand, keine fünfzig Schritte von dem Wechsel.

Erst der Nachmittag brachte einen Umschwung, als das kleine Schulmädchen aus dem Dorfe Rudzsen in sein Zimmer trat: „Den Breef sull ek angeeve, un Antwort wär nich nödig!"

Draußen war sie, ehe er aus dem Dämmern in der brütenden Nachmittagshitze recht zu sich gekommen war, er aber saß da und wog das schmale Briefstein unschlüssig in der Hand. Die Form und die Aufschrift waren ihm bekannt, nur war es schon eine ganze lange Weile her, seit er den letzten dieser Art bekommen hatte, und der Brief damals war der Anfang einer bösen Zeit gewesen! Einer Zeit, die nach dem mißlungenen Versuch zur Besserung einen Rückschlag gegeben hatte, daß er gleich bis an den Hals in den Sumpf zurückflog, als das Mädchen, an dem er sich halten und aufrichten wollte, ihm geschrieben hatte: Ich verachte dich! Und was sollte sie ihm heute noch schreiben?

„Verrückt", sagte er vor sich hin, als er den Brief gelesen hatte, „ganz verrückt!" Und nach einer Weile mit einem tiefen Aufatmen: „Oder die Lösung!"

Sie schrieb ihm, er sollte den Hirsch holen, der in der Plinis stand, und es würde ihr ein Beweis sein, daß er noch immer so gesonnen wäre wie einst. Sie würde sich bereit halten, ihm zu folgen, wohin er wollte, er brauchte ihr nur auf dem gewohnten Weg ein Zeichen zu geben. Da hatte er mit dem seltsamen Briefe in der Hand grübelnd gesessen, bis die Sonne durch die Bäume des Gartens ganz schräg in die Fenster schien.

Heller Wahnsinn eigentlich war's, den Fuß in ein Revier zu setzen, das von zwei Beamten scharf bewacht wurde. Sie hatten, wie er, den Wechsel des Hirsches schon längst bestätigt, zusammen mit der einzigen Stelle im Instertal, an der er zu holen war. Dort lagen sie zu zweit, in irgend einem Weidenbusch versteckt, in der Nähe des Wechsels und die gespannte Büchse im Arm, um ihn gleich zu empfangen, sobald er nur die ersten paar Schritte auf die mondbeschienene Wiese hinaus getan hatte. Und der Brief da konnte schnöder Verrat sein, die Rache für alles, was er ihr angetan hatte.

Aber das war Unsinn, dessen war sie gar nicht fähig. Zudem, ein Grund schon sprach dagegen. Wenn es ihr darum zu tun gewesen wäre, ihn in eine verräterisch gelegte Falle zu locken, hätte sie ihm doch auch die Stelle im Instertal bezeichnet, an der der Hirsch aus dem Hochwald trat. Aber sie hatte nur geschrieben: „Also, ich hab's genau gehört, er steht in der Plinis. Hol dir ihn!"

Und daraus ging des weiteren klar und deutlich hervor, daß die beiden, ihr Vater und der Torfmeister Hoffmann, den Wechsel des Hirsches, auf dem er zur Nachtzeit auf die Äsung zog, noch gar nicht bestätigt hatten. Sonst hätte sie's ja hören müssen wie das übrige, und ihm's geschrieben! Also heut' war's noch Zeit, heut' war er den beiden zuvorgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Jan Jeprowitschs Mutter.

Von Johannes Heinrich Braach.

(Nachdruck verboten.)

Jan Jeprowitsch stolperte die klitschige Kellertreppe hinab, tastet zitternd an der linken Brettertüre herum, der ovale Hanfknopf war noch da, an der Seite fehlte nicht das Blechschild mit dem eingeätzten Namen — so wohnt seine Mutter noch hier — er klopfte — Stille — dann mußte der Schlüssel in dem Mäuseloch unter der zweiten Stufe liegen. Er fand ihn, öffnete, schloß nach seinem Eintritt zu und warf sich auf den Strohsack, der Stank und Staub aufwirbelte.

Was tat das? Daheim. Die Welt? Pah. Rußland? Gott schirme, was sich noch retten ließ von ihm. Petersburg? Das ging schon eher. Aber dieser armselige Kellertraum war die heilige Stätte seines Lebens.

Hier war er Knabe gewesen. Hierhin waren Abend für Abend Männer gekommen, saßen beim Lichterschein einer flaccernden Kerze um den Samowar und lauschten den Reden seines Vaters, der mit leiser, singender Stimme vom Weltwerden, von Menschsein und von Freiheit sprach. Aber eines Tages waren Soldaten in die Einsamkeit ihrer Verborgenheit gekommen und schleppten den Vater fort. Die Mutter hatte geschrien, er selber sich an den Vater gehängt; aber der Pope, der auch erschienen war, hatte ihm einen Tritt gegeben, daß er eine Woche lang nicht zur Schule gehen konnte. Eine Woche, und dann ein halbes Jahr lang nicht, denn sie hatten den Vater erschossen, und er mußte die Mutter, die der Schrecken gelähmt hatte, langsam zum Leben zurückführen.

Die Mutter. Drei Jahre hatte er sie nicht gesehen. Zu Beginn des Krieges war er erst siebzehn Jahre alt, aber man hatte ihn als den gefährlichen Sohn Mikko Jeprowitschs, des Aufwieglers, eingezogen und wie ein Tier geknechtet. Willig war er gewesen, denn er wollte Urlaub haben. Man lachte, als er danach fragte, und als er zum Oberst ging, zog ihm dieser einen Hieb durchs Gesicht, daß die Narbe jetzt noch rot wurde, wenn er an den Tag dachte. Dreimal war er durchgebrannt, aber dreimal hatten sie ihn erwischt. Das letzte Mal oben vor der Türe. Er schrie wie ein Besessener, die Vorbeigehenden blieben stehen und die Leute stürzten an die Fenster; nur seine Mutter kam nicht. Da hatte er wieder den Schmerz in der Seele, wie in der Stunde, da sie den Vater aus dem Keller zerrten. Und Zwan Jeprowitsch wußte doch, daß der Mutter keine Schuld zukam.

Nun aber sollte er sie sehen, sollte bei ihr bleiben, schön mußte diese Zeit werden nach aller Trübsal und Bitterkeit; Hand in Hand würden sie gehen, die Mutetr und er, immer.

Es dunkelte mehr und mehr, bis die Nacht tiefschwarz in dem Gewölbe stand. Jan Jeprowitsch schlief ein und schlief fest, denn die durch die Revolution begünstigte Flucht von der Front nach Petersburg hatte seine Kräfte erschöpft.

In der Stille kamen die Mäuse aus den Schlupfwinkeln und huschten über die wenigen halbzerbrochenen Möbel, und von den Mauern fiel der Mörtel auf den Boden, klatschend wie schwere Wassertropfen, die aus den Löchern der Dachrinnen auf den Bürgersteig schlagen.

Jan Jeprowitsch fuhr erschrocken auf. Alarm? — Der Feind? — Er war doch zu Hause — natürlich — aber da — ein Rappeln und Poltern an der Türe — die Mutter? Da schimpfte ein Mann. Was wollte er, sollte er öffnen? Er verhielt den Atem und fühlte den Herzschlag durch den ganzen Körper gehen.

Jan schritt auf die Türe zu, und kaum, daß er zwei Schritte davon entfernt war, donnerte diese auf; er sah ein grelles, ihn blendendes Licht und fühlte gleich im eisernen Griff eine Männerfaust an seinem Halse. Er wehrte sich im Untergriff und preßte dem Gegner die Brust zusammen, daß jener seine Gurgel loslassen mußte. Nun rangen sie zusammen, aber sie waren beide gleich stark, und keinner wußte Vorteil für sich zu gewinnen, bis der andere ihm einen Fuß stellte. Im Fallen aber schlug Jan Jeprowitsch einen Halbkreis, so daß er auf den Fremden zu liegen kam. Jetzt hätte er Nutzen ziehen können, aber er wurde von ihm gepackt, emporgerissen, um als er sich nach seinem neuen Gegner umsah, da schlug ihm ein Lachen entgegen, ein tolles Lachen, darin einmal ein Wort wie Jan klang — dann lag er in der Mutter Arme und wurde geherzt. Jan Jeprowitsch gab sich nach der Aufregung dem plötzlich über ihn gekommenen Glücksgefühl hin und weinte vor Seligkeit, obgleich er sich das Wiedersehen ganz anders vorgestellt hatte — stiller — tiefer.

Auch seltsam, so hatter er seine Mutter früher nicht gekannt; sie ließ nicht nach, ihn zu küssen, sie gab ihm Kosenamen, die er nie gehört, und wie er nur einmal Mutter sagte, daß sie sich fasse, da lachte sie wieder so — so irr, rannte zur Tür hinaus und rief von der Treppe herab, daß sie eile, für Jan, für den wiedergekommenen Jan zu sorgen.

Zu sorgen — das war die liebe Mutter — und vorher schien doch etwas Fremdes zwischen ihnen zu liegen. Etwas Fremdes? Der andere. Jan drehte sich um. Der etwas abseits im Winkel stand, war ein großer, bärtiger Mann, etwas zerlumpt, wie alle Leute, mit denen er vor seinem Soldatentum zusammengekommen war. Sie musterten sich, scharf, als ob einer den anderen abwäge. Dann sagte jener, und Jan stockte das Blut:

„Du also bist mein Sohn."

„Dein Sohn?"

„Deine Mutter und ich heirateten, als die rote Fahne dem Lande die Freiheit schenkte. Sei willkommen."

Jan sagte nichts. Ihm war's, als breche etwas in ihm. Seine Seele? Vielleicht. Sein Herz? Vielleicht. Irgend etwas starb.

Dann kam es johlend und lachend die Treppe hinunter — seine Mutter, die einen großen Korb voll Weinflaschen trug. Sie öffnete eine, schenkte Rotwein in ein schmutziges Glas und sprach:

„Trink, Jan, das ist Brot, das sind Kartoffeln, das ist unser Fleisch."

Und als Jan den Wein hinunterstürzte, ein Glas voll, zwei, drei, hörte er des anderen Stimme:

„Genieße es, mein Sohn, du wirst künftig davon leben, wie wir es seit zwei Wochen tun. Die Revolution, mein Lieber. Es lebe die Gleichheit — dabei goß der Bärtige ein Henkelglas voll des roten Nebensaftes zwischen die Zähne —, verreckt waren wir unter den Romanows, aber die Revolution. Erst brachen wir die Läden auf, jetzt die Weinkeller. Väterchen Zar segne sie — Haß meiner Zunge, sie kann den alten Spruch nicht vergessen. Trink, mein Sohn."

Und der andere prostete Jan Jeprowitsch und seiner Mutter zu und beide tranken. Jan, um nichts zu denken — vergessen, nichts sehen — trinken — und der Wein schimmerte so rot, wenn man ihn gegen die Laterne hielt — und war so feurig — trinken. Der andere erzählte wieder von der Revolution, bis sie Schießen und Rufe auf der Straße hörten und das Gehaste fliehender Menschen. Jan sah noch, wie die Mutter hin- und herwankend auf das Licht zuging, es löschte und mit lallender Stimme Stille gebot — dann war er wieder in Schlaf gefallen, in trunkenen, festen Schlaf.

Am anderen Morgen fand sich Jan Jeprowitsch allein in dem Gewölbe, den süßlicher Geruch des Weines schwängerte, leere Flaschen umherlagen zwischen Scherben und Lachen der kostbaren roten Flüssigkeit. Das ist unser Brot — hatte das nicht die Mutter gesagt? Die Mutter? Nein, das war nicht die seine, nicht die Frau, nach der er sich drei Jahre gebangt und gesehnt hatte — was sollte er überhaupt hier, bei der anderen Mutter und bei dem Fremden? Zurück zur Front, zu dem Kanonendonner, der alles übertönt und betäubt. Wieder dahin, woher er gekommen war, in Tod und Gefahr, und in leisen Stunden an die Mutter denken und nach Hause.

Sinnlos stürzte er auf die Straße, vorbei an Menschenhaufen, die rote Fahnen schwenkten, vorbei an Barrikaden, zertrümmerten Automobilen und Wagen. Und überall war ein Gejohle und Geschreie, und hing so ein regenschwerer Himmel über der Newastadt. Am teilweise zerstörten Denkmal Peters des Ersten hielt einer eine Rede, die Menge jubelte ihm zu und unterstützte ihn in den Flüchen, die ihm die Lücken im Zusammenhange seiner Worte ersetzten. Ueberall standen die Männer mit Binden am linken Arm und lachten, wenn Leute Läden erbrachen, Möbel, Vasen und Bilder auf die Straße warfen oder sich um geraubtes Gut schlugen oder stachen. So ein Toter am Wege lag, machte Jan Jeprowitsch einen Bogen wie alle, die vorübergingen. Eine unsägliche Bitterkeit trug er im Herzen.

Auf dem Nikolskijmarkt kam ihm eine lärmende Schar entgegen, wieder diese Fahnen — rot, wie der Wein gestern abend — und dieses Brüllen in den Reihen — und Trompetenstöße, grell und regellos — ging da nicht auch der Mann, der Bärtige? Und daneben seine Mutter? Jan biß die Zähne auf die Lippen, denn er wollte nicht schreien, und der Schmerz zwang ihn fast dazu. Er krallte die Fingernägel in die Handballen, um den Druck von der Brust zu lösen. Aber umsonst. Da klang über den Platz das Geknatter eines Maschinengewehrs, himmlische Musik für den Jeprowitsch, das war Wohltat für ihn, er sah den Haufen auseinanderstieben — einige fielen — auch seine Mutter — ach, nein, die andere — aber er wollte doch zu ihr hin.

Da ward es plötzlich anders um ihn. Er erhielt einen Schlag gegen die Brust, daß er zu Boden sank, und war auf einmal wie zugedeckt von rotem Wein — der Wein gestern abend — Schmerz wollte über Jan Jeprowitsch kommen. Da wurde es sonnenklar um ihn, und zu ihm nieder bückte sich eine der heiligen Frauen aus den großen Gemälden der Peter-Paul-Kathedrale. Sie hob ihn, richtete ihn auf und tröstete ihn langsam und behutsam, woher das Licht zu kommen schien. Und das heilige Antlitz war Gesicht der Mutter, der alten, lieben Mutter.

Ritter der Landstraße.

Von Ernst Baier in.

(Nachdruck verboten.)

Der Wandergeist ist eine Eigenschaft, die dem deutschen Volke tief im Blut steckt, und kaum eine Nation besitzt einen solchen Schatz von tüchtigen Wanderliebern wie wir. In diesen Liedern wird nicht nur die Freiheit besungen und die Wanderlust, sie jubeln sie von der Schönheit des Waldes, von der Anmut der Täler, von den burgengeschmückten Bergen und den mannigfaltigen Reizen des deutschen Landes. Alle Innigkeit und Sehnsucht des deutschen Gemütes, aller Frohsinn und alle Wehmut des Abschiednehmens schwingen hier in Wort und Ton, und wo in deutschen Landen gewandert wird, begleitet das Lied den Wandersmann.

Unübersehbar ist der Liederschatz, und neben der Sehnsucht in die Ferne hört man auch den halbschmerzlichen Ton vom Heimweh. Aber nicht nur die Dichter, auch deutsche Maler haben in entzückenden Bildern die Romantik des Wanderns gefeiert, wobei man nur an Moritz von Schwind (Wer kennt nicht sein köstliches Gemälde „Auf der Wanderschaft"?) und Ludwig Richter zu erinnern braucht. Wanderlust: das ist ein Dokumentbuch der unversiegbaren Sehnsucht, die in allen deutschen Herzen lebt.

Es gab eine Zeit — liegt sie wirklich schon so lange zurück —, da war das Wandern ein Pflichtgebot für jeden Handwerksgesellen. Nach beendeter Lehrzeit schnürte der junge Gesell sein Ränzel, um sich der Landstraße anzuvertrauen. Ein Geselle, der dies unterließ, wurde nicht für voll angesehen und galt nicht für zünftig. Wer hätte es damals wagen dürfen, sich zum Meister zu machen, wenn er sich nicht zuvor „auf der Walze" die Sporen hierzu verdient hätte? Der wandernde Gesell genoß die Freiheit der Landstraße einige Wochen, sprach dann irgendwo wegen Arbeit vor, um sich für kurze Zeit von dem Stand zu befreien und unkünftigen Handwerk Neues zu lernen; und dann ging's nach kurzem Aufenthalt wieder fort ins Ungewisse. Die Handwerkerherbergen, deren es in jeder Stadt welche gab, boten dem Wandersmann gute Unterkunft, und oft fanden sich in solchen Herbergen gleichgesinnte Burschen zusammen, die sich zu gemeinsamer Wanderfahrt entschlossen und eine kurze Freundschaft eingingen, bis sie sich an irgend einem Kreuzweg mit einem „Hundedruck und einem „Gritz' Gott!" wieder trennten.

Ganz gewiß ist auch auf der Walze nicht alles Gold, was glänzt. Wohl jeder, der das Ränzel trug, hat einmal, wie es in der sogenannten „Kundensprache" heißt, „Klinken geputzt" (d. h. gebettelt) oder im „Hotel zum goldenen Boom" (im Freien, bei „Mutter Grün") übernachtet. Aber das alles gehört dazu, wenn man ein „Ritter der Landstraße" ist und ist der Kaufpreis, wofür man die goldene Freiheit erwerben kann.

Eines gehört freilich dazu, daß man zur rechten Zeit wieder den Wanderstock in die Ecke stellt. Manchem ist die Freiheit gefährlich geworden. Er ist ein „Ritter der Landstraße" geblieben und, wie es in dem Liede heißt, „verdorben, gestorben". Aber wer das Wandern auf rechte Art betrieben hat, für den sind die Wanderjahre schöne Zeiten, an die er mit Freude zurückdenkt, weil sie Erinnerungen an Freiheit und Jugend bergen.

Unser Leben ist anders geworden. Das industrialisierte Zeitalter ist ein Feind jeglicher Romantik. Schon vor dem Kriege war das Wanderburschentum außer Uebung gekommen, und in den kommenden Tagen, in denen noch gewaltiger als ehedem die Hämmer sausen und die Schlote qualmen müssen, wird der wandernde Handwerksgeselle vielleicht manchem als eine „unzeitgemäße Gestalt" erscheinen. Es ist möglich, daß es auch anders kommt. Wir werden lernen, in vielen Dingen zur Einfachheit zurückzukehren. Wir werden, um innerlich wieder gesund zu werden, uns aus der Talmikultur in die unverfälschte Natur retten und die Heimat inniger mit unserer Seele umfassen. Das Wandern schafft Gemütswerte. Und darum auch dem wünschen, daß auch der wandernde Handwerksbursche wiederkehrt, der bereits halbverschollene „Ritter der Landstraße".

Dichter und ihre Gewohnheiten.

Wenn, wie man sagt, Dichter Menschen von besonderer Art sind, so nimmt es nicht Wunder, wenn sie auch absonderliche Gewohnheiten in der Art ihres Schaffens zeigen. Die Literaturgeschichte, die dem Leben der großen Dichter und Schriftsteller bis in seine verborgensten Tiefen nachspürt, verzeichnet eine Fülle von Absonderlichkeiten bei den Schaffenden. Daß Schiller, wenn er zu arbeiten begann, die Füße in kaltes Wasser steckte und seine Phantasie durch den Geruch faulender Aepfel, die in der Schublade seines Schreibtisches niemals fehlen durften, beflügelte, ist bekannt. Auch Bossuet, der berühmte französische Theologe, Kanzelredner und Geschichtschreiber, liebte in gewissem Sinne die Kälte. Er konnte nur im kalten, ungeheizten Zimmer arbeiten, nachdem er sich den Kopf mit heißen Tüchern umwickelt hatte. Der Physiker Ampère arbeitete niemals am Schreibtisch. Im Zimmer auf und ab eilend, diktierte er seine Arbeiten. Boutbalus schrieb nicht eher seine berühmten Predigten, bis er nicht einige Striche auf der Geige getan hatte. Viele Schriftsteller und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190720033/fragment/page=0002